

Jugendwachstum. Aber es wird — so vertrauen wir fest — die Stunde kommen, wo wir alle ihr dafür die mütterliche Hand küssen werden.

Erich Przywara S. J.

Altmodische Gedanken über Frömmigkeit.

Auf der Akademikertagung von Ulm und Dresden hatte ich eine Gemeinschaft über „Gegenwartsfragen der Frömmigkeit“ zu halten. Das hört sich etwas „modern“ an. Ich zweifle zwar nicht, daß alle Teilnehmer den Eindruck mitnahmen, die neuen Fragen und die versuchten Antworten meinten keinen Gegensatz zu dem „guten Alten“; immerhin konnte ich mich eines leisen Lächelns nicht erwehren, als ich, noch im Andenken an die Gemeinschaften, das Leben des guten P. Jenningen zu lesen begann. Als ob er eine gutmütige Rache an den „modernen Fragen“ nehmen wollte, schaute mich dieser Volksmissionar und Mystiker des 17. Jahrhunderts das ganze Buch hindurch so etwas spöttisch an: Nicht wahr, ich bin dir etwas zu altmodisch? Und du würdest dich wohl auch schämen, mich einem Kreise heutiger Akademiker vorzustellen? — Und ich habe ihm gesagt: Nein, du lieber, treuer Jenningen, und dreimal nein; am liebsten hätte ich dich gleich mitgenommen und allen modernen Fragen Schweigen geboten, und du allein hättest geredet von deinen altmodischen Auffassungen, und ich weiß, es wäre uns allen ganz froh und frei dabei geworden. Denn dieses Altmodische ist im Grunde doch unser katholischer Erbbesitz.

Aber der „gute Pater“ — so nannte das dankbare Volk im schwäbischen Ries seinen lieben Missionar — hätte sich doch etwas geniert, und so muß ich denn — und das ist seine schelmische Rache — von seiner altmodischen Frömmigkeit ein paar Worte sagen.

Ich tue es so herzlich gern. Was mich zunächst am Leben dieses heiligen Mannes anzog? Das ist die schlichte, fraglose Selbstverständlichkeit seines religiösen Lebens. Sagt manetwegen, das sei doch des Aufhebens nicht wert. Ich will mich daran freuen, wie man an Wiese und Wald sich freut. Ihr alter Zauber ist mir noch immer neu. Und wie Wiese und Wald mutet das Leben des P. Philipp an: das geborgene Wachsen im Schoße der gläubigen Familie des Eichstätt Goldschmiedes, inmitten der Wirren des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges eine Friedensinsel, das stille Erblühen in der marianischen Kongregation am Jesuitenkolleg, das herbe Erstarken in langjährigem Harren, bis die Ältern dem Ordens-

berufe ihres ältesten Sohnes nachgaben — und währenddessen auf der Ingolstädter Hochschule die Durchweihung seines inneren Lebens mit dem Dufte innigster Marienverehrung in dem Colloquium Marianum, das auf den heiligmäßigen P. Jakob Rehm zurückging. Und dann endlich das ersehnte Noviziat der Gesellschaft Jesu — und von da an erst recht alles so selbstverständlich.

Ist nun dieses Selbstverständliche im Leben der Frömmigkeit nicht recht altmodisch? Ach wir Menschen des ewigen Fragens! Wie uns doch die Probleme müd gemacht haben. Und wie es da eine Erquickung ist, bei einer tiefen, kindlichen, zielsichern Frömmigkeit auszuruhen, wie bei einer Quelle unter schattigen Bäumen. Sicher, wir haben ein Recht, die Dinge nach unserer Art zu sehen, wir dürfen unser Glaubensbewußtsein entzünden in der Reibung mit unserer Zeit; aber ich will doch immer Richtung nehmen, will Anschluß haben an das strömende Christusleben der Kirche, wie es still durch die gnadenerfüllten Menschen der Vortage ging. Aber dem Fragen stehe mir die Antwort des Lebens, des katholischen Lebens.

Und nun kommt wieder etwas Altmodisches: Dieses Stück schlichtfrommen Lebens wird ein Stück Volkslebens. — Aber ist das nicht im Gegenteil sehr modern? „Volksgemeinschaft, von der Frömmigkeit her sich aufbauend?“ Ja, das geistvolle Sinnen und Sagen darüber wohl. Aber das Leben meine ich, die Frömmigkeit, die im Herzen eines starken Mannes zu einem Halt und Hort des Volkes wird, die mit dem Volke sich freut und weint, die seine Not trägt und mit seiner Schuld ringt, die rastlos über die Hügel wandert von Dorf zu Dorf wie ein Schutzengel oder auch wie die Mutter, die von dem Bette des einen kranken Kindes zum andern geht und dabei sich vergißt und sich aufreißt. — Wie das so altmodisch ist — und wir schauen uns heute die Augen danach aus.

Und so verwachsen ist diese liebevolle Frömmigkeit mit dem Volksleben, daß man sich nicht unterfange, die Geschichte des deutschen Volkes jener so wenig gekannten Zeit zu schreiben, ohne ihrer zu gedenken! — Ich habe Menschen das barocke Süddeutschland durchwandern und sich verwundert die Augen reiben sehen: „Woher jene religiöse Volkskraft, die sich als Ausdruck ihres Bewußtseins überall solche Bauten schuf? Da muß im 17. Jahrhundert ein Leben gewesen sein, von dem wir keine Ahnung hatten.“ — Jawohl, und lest im Leben des Philipp Jenningen nach, wie er seine prach-

volle Wallfahrtskirche auf dem Schönenberge über Ellwangen baute, da geht es euch auf, aus welchem Geiste diese Bauten erwuchsen. Nicht „die Kunst dem Volke“, hieß es damals, sondern „die Kunst aus dem Volke“, aus seinem besten Leben und Sehnen.

Welch eine unbewußte Kraft des Glaubens ging damals durch die katholischen Gaue Deutschlands! Und es soll doch die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege geistig matt und unfruchtbar gewesen sein. So sagen es die Geschichtsbücher. Sicher, es lagen in deutschen Landen viel Trümmer, und die Franzosen brachten neue Not; es war nicht Zeit zu viel gelehrter Arbeit. Aber wie erklärt ihr, um nur dies eine zu sagen, jenen heroischen, kraftstrogenden Drang in die überseeischen Missionen, der gerade in den Tagen Jeningens die besten seiner deutschen Ordensbrüder in die Ferne führte, wo sie aus katholischer Frömmigkeit und deutscher Arbeitslust unsterbliche Denkmale unserer Volkskraft schufen? ¹ — Dieser Heldengeist und diese ungefüllte Sehnsucht nach den letzten Zielen christlichen Opfermutes erfüllte auch unsern Jeningen sein Leben lang. Er mußte die ganze Weltweite katholischer Liebe in der Seele tragen, um seiner kleinen Heimat die opfernde Liebe geben zu können. — Auch altmodisch?

Nun kommt zu guter Letzt aber doch noch etwas ganz Modernes: Jeningen ist ein Mystiker. Das ist ein interessanter Fall. Aber unserem gottinnigen Missionar war es gar nicht um das Interessante zu tun. Er hat Gott geliebt, mehr und mehr, und sich selbst in unverdrossener Arbeit und Buße vergessen, mehr und mehr. Und dabei ist ihm das Herz aufgegangen und das Geheimnis Gottes. Das ist alles; wenigstens für die zudringliche Neugier von außen. Höchstens die zarte Marienminne umgibt das arbeitsiharte Leben mit einem besonderen weichen Hauch. Im übrigen verlief, wie uns der neueste Lebensschreiber ² mit kundigem Fingerzeig andeutet, dieses mystische Leben in den Bahnen, welche die klassische Lehre seit Theresia be-

schrieb. Also nur ein neuer Zeuge für die „alte Auffassung“ der Mystik — für moderne geistliche Naschhaftigkeit ist nicht viel zu finden. — Altmodisch! — Aber ich will auch nicht das Wort des Bischofs v. Keppler im Geleitwort des Buches verschweigen: „Die Kapitel, die Jeningen, dem Mystiker, gewidmet sind, stehen an Wert am höchsten und zeichnen sich aus durch diskrete Verwertung der eigenen Notizen Philipps, durch ruhige Besonnenheit und ehrfürchtige Scheu. Sie werden in dem hoffentlich bald wieder in Fluß kommenden Seligsprechungsprozeß von besonderer Bedeutung sein.“ Dann wollen wir dich grüßen als einen unserer heiligen deutschen Mitbrüder, in denen uns unser deutsches und katholisches Wesen entgegenkommt — so altmodisch und immer jugendfrisch.

Aber wie ist es denn mit dem „modernen“ Heiligen, dem Heiligen unserer Tage? Wir tragen doch sein Bild in der Seele, das Bild des feingebildeten, allem Wertvollen aufgeschlossenen Edelchristen, in dem unsere ganze Kultur und Geistigkeit sozusagen den Heiligen-schein bekommen soll. Wir haben doch alle schon auf ihn gewartet. — Und unterdessen schickt uns Gott der Herr seine neuen Heiligen — und siehe! Es sind im Grunde wieder die altmodischen Züge. Ist das Absicht? Ist das innere Notwendigkeit?

Schaut doch auf den jüngst heiliggesprochenen Pfarrer von Ars, den Seelsorger unserer Tage. Sicher, er stand mitten in unserer Zeit, sprach unsere Sprache, und er war doch den altmodischen Heiligen der Vorzeit viel ähnlicher als dem kulturoffenen, alles verstehenden, feinsinnigen Menschen unserer Vorliebe. Es kam mir beim Andenken an den heiligen Pfarrer ein absonderlicher Einfall: Hätte nicht etwa ein Kardinal Newman von der Kirche als der Führer unserer Zeit erhoben werden sollen? Oder doch nicht? Vianney — Newman: das weckt eigenartige Gedanken.

Darf ich etwas aus der engeren Familienüberlieferung des Ordens bringen? — 1917 in der 4. Schlacht von Ypern fiel der Feldkaplan P. W. Doyle, der Abgott seiner „irischen Jungens“ ¹. Da hatte Gott wieder einmal einen seiner großen Heiligen ertweckt. Das war der allgemeine Eindruck. Also wohl einen „modernen Heiligen“? — Ohne Zweifel, dieser Mann voll herzerfrischendem Humor, der

¹ Vgl. A. Huonder, Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. u. 18. Jahrhunderts (Freiburg 1899, Herder). Wenn dieser Missionsforscher sein endgültiges Werk über die deutschen Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts herausgibt, wird die Geschichte des deutschen Volkes um ein ruhmvolles Blatt reicher sein.

² A. Höß, P. Philipp Jeningen S. J., ein Volksmissionar und Mystiker des 17. Jahrh. (Freiburg 1924, Herder).

¹ Verborgenes Heldentum. P. W. Doyle S. J., ein Apostelbild aus unsern Tagen, von A. D'Nahilly, deutsch von W. v. Festenberg-Padisch (Freiburg 1923, Herder).

Freund gefunden Sports, der verständnisvolle Organisator der Arbeiterseelsorge, und dann der unvergleichliche Held im Schützengraben: der ist etwas für unsere Zeit. Ich muß da an den Tertianer denken, dem die Schwester im Krankenzimmer unbedingt das „Leben der kleinen Theresia“ in die Hand drücken wollte. „Ich will Ihre Theresia nicht, ich will P. Doyle.“

Und unter dieser anziehenden Hülle? — Da ist ja wahrhaftig einer der Väter der Wüste zu uns gekommen, oder einer der rauhen Heiligen, die einst die grüne Insel bekehrten, ein Mann des Geheimnisses Gottes, der in einsamen Nächten sich betend zu seinem Heiland gesellt und mit ihm die Schuld der Welt fragen will, ein Büsser von erschreckendem Ernst. Durch sein Leben geht ein geheimnisvolles Warten auf eine kommende Gelegenheit zu unerhörter Buße und Opfertat, so daß die klugen Vernünftigen hier fast Überspanntheit wittern würden. Und es kommt der Krieg. P. Doyle erkennt seine Stunde, auf die ihn der innere Geist warten hieß. Also das Allermodernste, der moderne Krieg mit seinem Grauen, das vorherbestimmte Mittel, um etwas so unsäglich Altmodisches möglich zu machen wie den modernen Büsser.

Zwanzig Jahre zuvor starb in Frankreich P. Ginhac im Rufe der Heiligkeit¹. Von ihm ist nicht so viel zu berichten wie von seinem irdischen Ordensbruder. Aber weil der Seligsprechungsprozeß eingeleitet ist, darf man in diesem Leben doch wohl einen Wink der Gnade Gottes erkennen. Wohin weist er? — Wiederum in das ernste Land des Opfers, der ganz unerbittlich strengen Selbstläuterung und Selbsthingabe. Und Ginhac war kein Einsiedler, er lebte im Geiste des hl. Ignatius, der auf die Zeit mit allen erlaubten Mitteln wirken lehrte — freilich im Geiste Gottes; er hatte seinen jüngeren Mitbrüdern die letzte Ausbildung vor der endgültigen apostolischen Ausfahrt zu geben — also ganz dem Leben zugewandt.

Spricht da etwa aus diesen modernen Männern der Geist Gottes zu uns? Dann ist er doch aber gar altmodisch!

Ernst Böminghaus S. J.

Die katholische Hospital Association in den Vereinigten Staaten und Kanada.

Fremde Reisende in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind überrascht von der

großen Zahl und der Größe katholischer Institute, die von Jahr zu Jahr in den großen Städten und in kleineren Orten sich vermehren. Schulen, Hospitäler, Waisenhäuser, Zufluchtsstätten für jede Art menschlicher Not sind durch die Bemühungen katholischer Schwestern überall in solcher Zahl und Größe entstanden, die den Fremden mit Staunen erfüllt. Von diesen Anstalten sind vielleicht die Schulen am weitesten bekannt, da diese mit der Umwelt mehr Berührungspunkte haben. Aber auch die Hospitäler der Vereinigten Staaten bieten einen Gegenstand des Studiums, der auch Auswärtige interessieren kann.

Heute bestehen in den Vereinigten Staaten und in Kanada gegen 750 katholische Hospitäler, die fast alle von katholischen Schwestern geleitet werden. Nach den zuverlässigsten Berechnungen pflegen diese jährlich gegen 4 Millionen Kranke. Dr. Martin, der leitende Direktor des American College of Surgeons, erklärte vor kurzem bei einem Bankett der katholischen Hospitalvereinigung, daß ungefähr die Hälfte aller Betten in den Krankenhäusern der Vereinigten Staaten und Kanadas in den Händen katholischer Schwestern sich befindet. Da sich in den Hospitälern des Gebietes ungefähr 300 000 Betten befinden, so folgt, daß gegen 150 000 Betten auf die katholischen Krankenhäuser entfallen und für ebensovielen Kranke zu gleicher Zeit Platz bieten.

Der gewöhnliche Kranke bleibt im Hospital durchschnittlich zwei Wochen. Darum können die Krankenhäuser mit 150 000 Betten leicht im Jahre gegen 4 Millionen Kranke unterbringen. Bedenkt man, daß in den Vereinigten Staaten und in Kanada im ganzen 750 Hospitäler bestehen, so kommen auf jedes Krankenhaus im Durchschnitt 120 Betten.

Diese hohe Durchschnittszahl erklärt sich aus der Größe einiger der Hospitäler. So hat in Pittsburg das Mercy-Hospital 560 Betten, das des hl. Franziskus 550, das des hl. Johannes 200. Die Durchschnittszahl für Pittsburg beträgt 335. In der Stadt St. Louis hat das Hospital der Alexianer Brüder 250 Betten, das des hl. Vinzenz 350. Außerdem hat die Stadt sechs andere katholische Krankenhäuser, und die Durchschnittszahl der Betten beträgt 183.

In Chicago bestehen elf katholische Krankenanstalten mit der Durchschnittszahl von 224 Betten. In New York sind 3894 Betten in 18 Hospitälern, also 236 Betten für jedes im Durchschnitt.

Nach einer mäßigen Berechnung hat der Bau der 750 Anstalten ungefähr 300 Millio-

¹ P. Paul Ginhac S. J., von A. Calvet, deutsch von D. Werner (Freiburg 1910, Herder).